

Rheinherz

Band 6 der Düsseldorf - Krimis

von

Jörg Marenski

ISBN 9783735758231

Originalausgabe

**veröffentlicht über BOD Books on Demand GmbH
Norderstedt**

2014

Copyright © 2014 by Jörg Marenski

Umschlaggestaltung: Jörg Marenski

Motiv: Elbsee Hilden

Autorenfoto: Nina Fokken, Art Design Fotografie

Printed in Germany

Vorwort

Zunächst meinen Dank an meine Ratgeber: Dieter Falk für den Einblick in das Thema Casting-Shows, meinem Bruder Rainer für polizeilichen Background, Holger Hillebrand (Polizeifliegerstaffel NRW), Petra und Eva für das Vor-Lektorat und last but not least den vielen anonymen Schülern und Lehrern, die mir die Realität an deutschen Schulen nahe gebracht haben!

Noch kein Buch hat es mir so schwer gemacht wie RHEINHERZ! Lag es daran, dass das Thema im Verlauf der Entstehung real so nah an mich herantrat, dass ich teilweise erschrak, was mein Kopf sich erdachte und die Realität dann zeigte? Oder ist es die Zeit der Recherche, in der ich feststellen musste, dass es bei dem Thema Mobbing an Schulen eine riesige Wand des Schweigens gibt? Tatsache ist und bleibt, dass 24 weiterführende Schulen auf meine Bitte um ein Gespräch überhaupt nicht reagiert haben und selbst das Schulministerium sich trotz mehrfacher Anfrage nicht einmal zu einer Absage herabließ.

Hätte ich Kinder, wäre es mir wichtig zu wissen, dass da ein Notfallplan existiert, wie man AKTIV in Mobbingfällen agieren kann. Aber so erinnert mich das Verhalten der Verantwortlichen mehr an das der in diesem Falle gar nicht so weisen Affen: nichts sehen, hören, sagen! Dieses „Gesetz des Schweigens“ gehört aus meiner Sicht durchbrochen

Was bleibt, ist ein ungutes Gefühl in der Magengegend – denn nicht jedes Mobbingopfer wird zum Amokläufer, aber JEDER Amokläufer hatte eine Mobbing-Vorgeschichte. Lassen sie uns gemeinsam dafür sorgen, dass Erfurt und Winnenden nicht vergessen werden!

Prolog

Ludwig Rother war ein wenig verkatert. Der gestrige Abend war wohl doch ein wenig zu heftig für den 54jährigen gewesen. In seiner Stammkneipe hatte er mit anderen Fußballenthusiasten mal verzweifelt, mal begeistert das Spiel der Fortuna angesehen und war am Ende des Abends voller Wut und voller Altbier nach Hause gewankt. 0:3 gegen Bielefeld ... auf eigenem Platz! Welch eine Schmach! Nicht einmal sein Lieblingsspieler „Lumpi“ Lambertz konnte die Sache mehr rausreißen und dieser hatte am Ende des Spiels wutentbrannt den Getränkecontainer eines Sponsors zu Klump getreten.

Rother war also dementsprechend sauer und seine Kopfschmerzen taten ein Übriges, seine Laune auf dem Tiefpunkt zu halten. Jetzt stand er vor dem Tor der Anlage, die sich die Seglergemeinschaft Hilden mit anderen Sportclubs an den Ufern des Elbsees in Hilden teilte. Ächzend quälte er sich aus seinem uralten Scirocco heraus, den er zu einer Zeit erstanden hatte, als sein Bauch noch kleiner, die Wünsche aber immer größer waren. Er hing an der Rostlaube und hielt sie so gut instand, wie es ihm möglich war. Rother schloss das schwere stählerne Schiebetor auf und fuhr durch bis zum Ende des Platzes, an dem sich das Vereinsheim der Seglergemeinschaft befand. Er hatte für einen zweijährigen Turnus die Aufgaben eines „Zeugwartes“ übernommen und er nahm diesen Job, wie an sich jede ihm übertragene Aufgabe, sehr ernst. Der Mann stieg die wenigen Stufen hinauf zum Versammlungsraum, öffnete diesen und schob direkt die großen Terrassentüren auf, um kräftig durchzulüften. Rother würde diesen Morgen kaum ohne sein spezielles Suchtmittel, einen extrem starken Kaffee,

überstehen und deshalb schaltete er den neuen Kaffeevollautomaten an. Gurgelnd begann dieser seine Tätigkeit und verbreitete sofort diesen angenehmen Duft von frisch gemahlenem Kaffee.

Nach der ersten Tasse fühlte er sich bedeutend wohler und setzte seinen Rundgang über das Gelände fort. Gelegentlich bückte er sich stöhnend und hob das eine oder andere herumliegende Papierstück oder eine ausgedrückte Zigarettenkippe auf. Kopfschüttelnd wunderte er sich über die Nachlässigkeit mancher Clubmitglieder, hatte er doch bei der letzten Versammlung nochmals ausdrücklich um mehr Sauberkeit auf dem Gelände gebeten. Aber vielleicht waren es auch Gäste gewesen, die erfahrungsgemäß etwas lockerer mit den Clubregeln umgingen.

Rother trat an das Ufer heran und sah den im flachen Wasser spielenden Elritzen zu. Das morgendliche Sonnenlicht glitzerte wie Diamanten auf den kleinen Wellen. Wie gut täte jetzt ein schnelles Bad im See, wenn nur nicht die Naturschutzregeln wären, die das Baden strikt verboten. Und Ludwig Rother hielt sich an solche Regeln.

Seufzend stapfte er über den mit Holzplanken ausgelegten Weg hin zu den Pontons, die den Schiffsanleger bildeten. In einer Reihe lagen dort die ordentlich vertäuten Segelboote, die mit einer Persenning abgedeckt waren. Sanft schwangen die Masten im leichten Wind hin und her. Rother schritt langsam Boot für Boot ab, prüfte kurz die Vertäuerung und ging dann bis zum Rand des Anlegers. Mitten in seinem letzten Schritt stockte er und kniff die

Augen zusammen. Er blinzelte wegen des gleißenden Sonnenlichtes, aber es war keine Sinnestäuschung. Dort hinten, fast am Ende des Elbsees, befand sich eine kleine Insel, die ebenfalls unter Naturschutz stand und deren Betreten strengstens verboten war. Dort befand sich, leicht schräg liegend, ein Segelboot. Er konnte es aufgrund der Entfernung nicht genau erkennen und rannte daher zurück zum Vereinsheim, um sich einen Feldstecher zu besorgen. Mit diesem zurückgekehrt, stellte er die Okulare scharf und sog zischend den Atem ein. Er erkannte das dunkelgrün-beigeweiße Segelboot sofort. Nur einer im Club hatte so eine extravagante Bemalung für seine Jolle gewählt: Jonathan Eckström, der etwas esoterisch angehauchte Sonderling, der aber immer zuverlässig und hilfsbereit war.

Merkwürdig ... das Großsegel war gesetzt und man konnte genau erkennen, dass das Boot im Wind schwojte und sich nicht um einen Fixpunkt drehte. Damit lag es ganz sicher nicht vor Anker. Es schien, also wäre das Boot im flachen Gewässer vor der Insel auf Grund gelaufen. Wieder stapfte Rother zum Bootshaus zurück, um dort den Schlüssel für das einzige motorbetriebene Boot zu holen. Es handelte sich um ein kleines, viersitziges Elektroboot mit Namen „Jenny“- das einzige Zugeständnis der Behörden an den Schulungsbetrieb der Seglergemeinschaft.

Er checkte sicherheitshalber den Ladezustand der Batterie, bevor er den Motor anließ, die Taue löste und das Boot vom Steg abstieß. Lieber wäre ihm natürlich eine schnellere Fahrt gewesen, wie mit den Schlauchbooten der Feuerwehr, die hier gelegentlich irgendwelche wilden Camper von der Insel abholten - ein teures Vergnügen, denn so ein Einsatz kostete 1.500 €.

Rother kam dem grün-beigeweißen Segler immer näher und erkannte, dass sich niemand an Deck befand. Ob sich das Schiff im Sturm der gestrigen Nacht losgerissen hatte? Quatsch, dann hätte man das Segel doch nicht gesetzt²³. Jemand hatte also gezielt das Boot hierher gesegelt. Nur: warum zum Teufel hatte der dann nicht ordentlich Anker gesetzt anstatt das Boot hier auf Grund laufen zu lassen? Mittlerweile war er der havarierten Jolle so nahe gekommen, dass er das Schwert leise über den Kies im untiefen Wasser schaben hörte. Das einzige Geräusch, das die morgendliche Stille störte. Er ließ den Blick durch den Feldstecher über das Ufer schwenken, konnte aber keinen Lagerplatz oder ein Zelt oder eine Feuerstelle entdecken. Er drosselte den Motor des Elektrobootes und ließ sich langsam an den Rand der „Belladonna“, so der Name des Bootes, gleiten. Er hielt sich am Heck fest und blickte in das Boot. Kein Mensch zu sehen! Die Tür zu der kleinen Kajüte war verschlossen, aber die Dachluke stand sperrangelweit auf. Der Boden vor dem Ruder war mehrere Zentimeter hoch mit Wasser bedeckt, wahrscheinlich vom Regen der vergangenen Nacht. Rother zog sich mit der „Jenny“ an der Reling des Seglers entlang zu den Kajütfenstern, um dort einen Blick hinein zu werfen. Das erste Fenster war mit einem dunkelgrünen Vorhang verhängt, das zweite jedoch erlaubte freie Sicht ins Innere. Angestrengt starrte der Mann in den Raum, hielt dann den Atem an und fiel rücklings in sein Boot zurück. Er schob mit Wucht den Schieberegler für die Geschwindigkeit bis zum Anschlag hoch und legte das Ruder in Richtung des Stegs um. Die Fahrt dauerte dem Mann viel zu lange. Immer wieder hieb er mit der flachen Hand auf den Motor ein und brüllte ihn an, als wäre er ein lebendiges Wesen. „Mach schon, du Drecksbock ... schneller ... mach voran ... wehe, du Scheißding verreckst mir jetzt!“

Als er angelegt hatte, sprang er mit erstaunlicher Behändigkeit aus dem Boot und rannte die Stufen zum Bootshaus hoch. Seine Kopfschmerzen, seine schlechte Laune, das Ergebnis des Fortuna-Matches ... all das war jetzt vergessen - vergessen aufgrund des Bildes, das sich in sein Hirn eingebrannt hatte und das er nie mehr in seinem Leben würde vergessen können. Aus seiner Jacke an der Garderobe kramte er sein Handy hervor und rief zuerst die Polizei und dann den ersten Vorsitzenden des Clubs, Ingo Seubert, an: „Ingo ... komm schnell her ... nein, du MUSST ... das Boot vom Eckström ... treibt an der Insel ... ein Mädchen ... da drin ... ein Messer in der Brust ... ja, Polizei ist verständigt ... ich hab nichts angefasst ... gut, bis gleich!“ Mit zittrigen Fingern drückte er an der Kaffeemaschine auf den Knopf für einen doppelten Espresso, den er mit einem Schluck herunterstürzte. Dann fiel ihm die Tasse aus den zitternden Händen und zersprang klirrend auf dem Boden.

Kapitel 1

Ächzend erhob ich mich aus meinem Stuhl und humpelte zur Kaffeemaschine. Jupp sah mich fragend an. „Lass mal, ich komme zurecht. Willst du auch einen?“ Er nickte und ich holte eine zweite Espressotasse aus dem Schrank. Ich kehrte mit beiden Tassen an den Küchentisch zurück und nahm stöhnend Platz. Jupp und ich hatten Rufbereitschaft an diesem Wochenende und ich hatte ihn zum Frühstück eingeladen. Auf dem Tisch lagen sämtliche in Düsseldorf erscheinenden Tageszeitungen. Jupp hatte bereits die Rheinische Post zerfleddert vor sich liegen und entspannte sich jetzt ein wenig mit der Express. Ich ging die Mietangebote in der WZ und der NRZ durch. Jupp war auf der Suche nach einer neuen Wohnung, da er seine Schwester und deren kleine Tochter bei sich aufgenommen hatte, die sich von ihrem Mann getrennt hatte. Da er vor nicht allzu langer Zeit eine Beziehung zu einer Kollegin vom KK 12 begonnen hatte, war die Wohnung in Eller jetzt in jedem Falle zu klein. Am liebsten hätte mein Freund und Kollege ein Haus gemietet, aber der aktuelle Mietspiegel in Düsseldorf ließ diese Hoffnung illusorisch erscheinen. Auch in der Peripherie der Stadt waren die Preise in den Himmel geschossen, war doch der Kreis Mettmann und der Rheinkreis Neuss mit in den Sog der Mietpreisentwicklung geraten. „Die sind doch alle bekloppt, die Idioten. Ich verdiene doch nun wirklich nicht schlecht, aber selbst mir ist das zu viel. Bis zu 16 € der Quadratmeter ... das ist doch irre.“ Ich kratzte meinen Dreitagebart und verkniff mir einen Kommentar. Seit Jahren predigte ich ihm, sich doch eine Wohnung zu kaufen. Die Abzahlung wäre kaum höher als die aktuellen Mieten, vor allem bei den günstigen Konditionen, die wir als Beamte erhielten, sowie den historisch niedrigen Zinsen.

Ich griff nach meinem Handy und rief meine Lebensgefährtin Sarah Rose an. „Guten Morgen, mein Schatz, hier ist dein Grizzly. Sag mal, hast du in deinem großen Bekanntenkreis nicht eine Immobilienmaklerin oder einen vermögenden Grundbesitzer? Unser Jupp sucht doch was Neues, am liebsten ein Häuschen ... und er jammert mir gerade die Ohren voll, wie teuer alles wäre ... ja, genau ... heute noch? Das wäre klasse ... ja, eben ... nee, DAS mache ich ganz sicher nicht, dann haut er mich ... Tschüss, Schatz ... dicker Kuss ... auch einen von Jupp!“ Damit legte ich auf.

Ich wandte mich wieder meinem Kollegen zu, der mich fragend anblickte. „Sie hat gefragt, ob du auch vorübergehend in eine Transvestiten-WG einziehen würdest, bis du was Passendes gefunden hast!“ Ich spielte damit grinsend auf Jupps frühere Vorbehalte gegenüber transidenten Menschen an, die er jedoch mit den Jahren durch den Kontakt zu meiner Sarah völlig abgelegt hatte. „Wenn die sich dann auch mal gelegentlich um meine Nichte kümmern, hätte ich nichts dagegen. Fast also ein bisschen KiTa im Fummel!“, kommentierte er lakonisch. Bevor ich etwas erwidern konnte, klingelte mein Handy erneut.

„Micha, hier ist Klaus, KDD. Du und Jupp, ihr habt doch Bereitschaft, nicht wahr? Bei uns brennt die Hütte, Ausschreitungen bei der Kurden-Demo und wir sind an sich unterbesetzt. Es gibt einen weiblichen Leichenfund in Hilden, am Elbsee. Du wohnst doch da in der Nähe. Kannst du nicht mal schnell überfahren und dir das ansehen? KTU und Rechtsmedizin sind schon informiert.“ Der Kollege wusste, wo ich wohne, da er einmal an einem etwas ausufernden Umtrunk in meiner Wohnung teilgenommen hatte und bei dieser Gelegenheit ohne Absicht meinen Vitrinenschrank im Wohnzimmer etwas lädiert hatte. Ich bestätigte, dass Jupp und ich den Fall übernehmen würden. Die uniformierten Kollegen aus der Wache in Hilden waren ja bereits vor Ort. „Auf geht’s, Alter, die Pflicht ruft, und zwar sehr

laut. Eine Tote in Hilden.“ Stöhnend erhob sich Jupp und wir fuhren mit seinem Wagen zum Tatort.

Es war tatsächlich nur ein kurzer Weg von Hassels nach Hilden. Wir hatten das Gebiet um den Elbsee bereits nach zehn Minuten erreicht. Jetzt aber begann die Suche nach der richtigen Zufahrt, was sich als ein wenig knifflig erwies. Zu unserem Glück konnten wir uns an den Wagen eines ortskundigen Bestattungsunternehmers dranhängen, der plötzlich hinter uns auftauchte, als wir noch ratlos grübelten. Über eine Buckelpiste ging es zum Gelände der verschiedenen Wassersportclubs, die dort ansässig waren.

Als wir auf den Hof fuhren, waren dort bereits diverse Privatfahrzeuge sowie zwei Streifenwagen und ein Notarzt anwesend. Jupp bewegte sich direkt hin zu den uniformierten Kollegen, stellte sich vor und bekam erste Infos. Ich wurde von einem schlanken Mann mittleren Alters angesprochen, der sich mir als Vorsitzender des Segelsportvereins vorstellte. „Mein Name ist Ingo Seubert, ich bin der Vorsitzende der Hildener Seglergemeinschaft. Unser Platzwart, Herr Rother, hat das Boot entdeckt und ihre Kollegen gerufen. Sollen wir sie überfahren?“ Ich bat Seubert mir zunächst die Anlegestelle und den Liegeplatz des Bootes zu zeigen – dass es sich um eine Tote in einem Boot handelte hatte mir der Kollege vom KDD bereits am Telefon mitgeteilt. Ich wackelte mit meinem Gehstock hinter dem Mann her und fluchte zum vermutlich millionsten Mal über die Lähmung meines linken Beines. Heute war ein besonders beschissener Tag und am liebsten hätte ich mich mit meinen Schmerzmitteln weggeschossen. Leicht verdrießlich blickte ich vom Rand des Steges in Richtung der kleinen Insel am anderen Ende des Sees und ich erkannte den leicht schwankenden Mast des aufgelaufenen Segelbootes. Dann wurde mir auf die Schulter getippt. Hinter mir stand Jupp, im Geleit drei Männer in Feuerwehruniform. „Micha, die

Jungs der Feuerwehr bieten an, uns mit ihrem Schlauchboot rüberzubringen.“ Ich rollte mit den Augen. Klasse, mit dem kaputten Bein und dem Gehstock in ein schwankendes Schlauchboot steigen und dann mit einem Affenzahn über das Wasser ballern: genau das, worüber sich ein Gehbehinderter freute! Ich seufzte und blickte gottergeben zum Himmel, als mir Seubert zu Hilfe kam. „Wir können sie auch mit unserem Motorboot rüberbringen. Das ist vielleicht ein wenig komfortabler.“ Ich nickte und erwiderte: „Danke, gute Idee. Wir benötigen so oder so am besten ein zweites Boot, da zunächst unsere Techniker auf das Boot müssen.“ Ich hatte nämlich gerade den Bus gesehen, mit dem das Team der Kriminaltechnik vorgefahren war. Der Leiter des Teams gesellte sich direkt zu uns. „Wie kommen wir denn da rüber?“ Ich nickte mit dem Kopf in Richtung der Feuerwehrleute, die bereits begonnen hatten, den Außenbordmotor an ihr großes Schlauchboot zu montieren, welches schon am Steg im Wasser lag. Es sah leidlich stabil aus, mit einem Aluminiumrumpf, und bot schätzungsweise sechs Leuten Platz. Die Techniker holten ihre Ausrüstung aus dem Bus und verstauten sie in dem Zodiac. Nachdem es beladen war, hatten gerade einmal der Bootsführer sowie die drei Spezialisten Platz. Sanft drehte der Feuerwehrmann den Motor auf und manövrierte das Gefährt aus der Reihe der anderen Segelboote heraus. Dann aber gab er Gas und ich sah, wie die anderen Bootsinsassen zusammenzuckten und krampfhaft nach Halt suchten, dabei ihre Ausrüstung mit Beinen und Füßen sichernd.

Ich grinste in Jupps Richtung und wir stiegen gemeinsam mit Seubert und Ruprecht Vollmer, dem jetzt auch eingetroffenen Gerichtsmediziner, in das kleine Motorboot „Jenny“ ein. „Machen sie sich keine falschen Hoffnungen. WIR werden nicht so schnell drüben sein, die Aufsichtsbehörde erlaubt uns nur einen kleinen Elektromotor zu Schulungszwecken.“ So schipperten wir wie bei einem Sonntagsausflug der kleinen Insel entgegen. Der den See

umstehende Wald zeigte erste Zeichen des nahenden Herbstes. Kastanien und Birken hatten sich rot und golden verfärbt und schafften an dem Gewässer fast die Stimmung eines „Indian Summers“ in Nordamerika.

Als wir endlich an dem gestrandeten Boot anlangten, waren die Techniker bereits beschäftigt. Ruprecht fragte an, ob er an Bord kommen könne und sie baten ihn, möglichst noch eine Viertelstunde zu warten. Dann hätte man die wichtigsten Daten erhoben und Bilder gemacht. Der antwortende Spezialist machte dabei ein angesäuertes Gesicht. „Es hat vergangene Nacht hier wohl ein Monster-Gewitter gegeben. Der Außenbereich steht knöchelhoch unter Wasser und in der Kajüte ist es noch schlimmer. Das Dach des Raumes war wohl die ganze Zeit offen und es hat reingeschifft wie nur was. Alles aufgeweicht und gequollen. Das wird ne Riesensauerei.“ Ruprecht wartete geduldig, erzählte uns derweil kurz von seinem Schwiegervater aus Samoa, mit dem er am gestrigen Abend per Skype telefoniert hatte und Seubert versorgte uns mit weiteren Infos zur Auffindung der Leiche durch den Platzwart. Unsere Streifenkollegen hatten erste Fakten von Rother aufgenommen. Wir würden uns mit ihm nach unserer Rückkehr zum Bootshaus befassen.

Endlich war es soweit und Ruprecht kletterte in das stark schaukelnde Segelboot. Wir sahen ihm durch die seitlichen Kajütfenster bei seiner Arbeit zu. Langsam schliefen mir die Beine von der ungewohnten gekrümmten Haltung in dem kleinen Motorboot ein, sodass ich erlöst aufseufzte, als der Gerichtsmediziner uns mit einem Winken hereinrief. „Was ich bis jetzt sagen kann, ist Folgendes: es handelt sich um eine junge Frau zwischen 16 und 20 Jahren. Ich kann nichts Konkretes zum Todeszeitpunkt sagen, dafür sind die Rahmenumstände zu schwierig, Temperatur, das viele Wasser etc. Wir können aber sicher davon ausgehen, dass das Messer in der Brust auch die Todesursache darstellt. Und Suizid oder Unfall ist bei dieser Sachlage auch

mehr als unwahrscheinlich. Genaueres nach der Obduktion ... same Procedure as every year!“ Nachdem sich die Kriminaltechniker vom Segelboot entfernt hatten, baten wir Seubert an Bord und fragten ihn, ob er die Tote erkennen würde. Sein Gesicht war beim Anblick der Leiche kreidebleich geworden. Er räusperte sich und nickte: „Ja, ich kenne das Mädchen. Das ist Annalisa Eckström, die Tochter eines Vereinsmitgliedes. Ihrem Vater gehört auch dieses Boot. Ich habe sie noch letzte Woche hier segeln sehen. Sie ist hier fast aufgewachsen und war sehr engagiert, auch was die Kinderausbildung anging. Sie war sich nie für irgendeine Arbeit zu schade und jetzt ...“ Er stockte und schluckte schwer. Ich half ihm wieder ins Motorboot zu steigen und kletterte mit Jupp und Ruprecht hinterher. Die Rückfahrt zum Anlegesteg verlief sehr schweigsam. Ruprecht sprach leise Notizen in sein Diktiergerät und ich betrachtete Seubert, auf dessen Gesicht zu erkennen war, dass er über vergangene Erlebnisse mit dem toten Mädchen nachdachte. Gelegentlich huschte ein Lächeln über sein Gesicht, was aber schnell verschwand.

Am Bootshaus angekommen, suchten wir uns eine ruhige Ecke, in der wir Rother, den Platzwart, befragen konnten. „Ich hab nichts angefasst, Herr Kommissar, gar nichts. Ich hab nur durchs Fenster geguckt ... und dann bin ich zurück und hab direkt die Streife angerufen.“ Ich versuchte ihn zu beruhigen: „Das haben sie alles ganz richtig gemacht, Herr Rother. Sie sind doch ein erfahrener Segler. Was meinen sie: kann sich so ein Boot von alleine vom Steg lösen?“ Vehement schüttelte er seinen Kopf: „Nicht die Eckströms. Die sind alte Hasen. Der Vater ist schon mehrfach erfolgreich bei der Kieler Woche gesegelt und die Kleine ist nahezu auf den Planken aufgewachsen. Die sind so erfahren und routiniert, DAS würde denen nicht passieren. Das Boot ist mit Sicherheit gesegelt worden. Aber warum fragen sie?“ „Die Frage, die uns beschäftigt, ist folgende: ist die junge Frau an Bord getötet worden oder an einem anderen Ort und dann auf das Boot

geschleppt worden? Ist sie noch selbst gesegelt und ist jemand von einem anderen Boot aus für die Tat auf ihr Schiff geklettert? All dies ist von eminenter Bedeutung und vielleicht können sie uns bei der Klärung dieser Fragen helfen. Gibt es so etwas wie eine Art „Fahrtenbuch“, in das man sich einträgt, wenn man ablegt?“ Rother schüttelte den Kopf. „Das gibt es nur bei den vereinseigenen Booten, die für die Ausbildung benutzt werden. Dafür muss natürlich ein Plan eingehalten werden, damit man auch immer das Passende zur Verfügung hat. Aber die privaten Fahrzeuge wie Eckströms „Belladonna“ werden einfach nach Bedarf genutzt.“ Jupp seufzte. „Dann lässt sich auch nicht feststellen, ob zeitgleich gestern andere Boote auf dem See waren und etwas gesehen haben könnten?“ Rother schüttelte den Kopf. „Gestern war nur wenig los. Ich bin abends gegen 18 Uhr hier weggefahren ... Fortuna hat gespielt.“ Er grinste verlegen. „Hat sich eh nicht gelohnt, das Zusehen. Wenn ich hier geblieben wäre, hätte ich jetzt vielleicht mehr gewusst!“ „Waren außer ihnen noch weitere Personen auf dem Gelände?“ „Nicht, dass ich wüsste. Ich war der letzte und habe das Tor abgeschlossen. Das Einzige, was mir da noch einfallen würde, wären die Taucher. Die sind manchmal nachts hier für Nachtauchgänge. Vielleicht fragen sie bei denen mal nach.“ Damit wies er mit einer Hand auf eines der anderen Häuser, die in der Nähe des Ufers standen. Ich ging zum besagten Gebäude hin und suchte nach irgendeiner Beschriftung. Neben einer Tür entdeckte ich einen Schaukasten mit einem Werbeflyer des Tauchclubs, welcher auch eine Telefonnummer enthielt. Ich wählte die Nummer mit meinem Handy und nach wenigen Augenblicken meldete sich eine mürrische, verschlafene Stimme: „Weber!“ Ich stellte mich vor, erklärte den Sachverhalt und bat den Angerufenen, schnellstmöglich jemanden zum See zu schicken, der uns weiterhelfen konnte. Mit einem Mal war mein telefonisches Gegenüber hellwach und auch sehr hilfsbereit. Er sagte, er sei in einer Viertelstunde da, von Unterbach sei es ja nur ein Katzensprung.

Er strafte seine Worte Lügen, in dem er bereits nach zehn Minuten mit seinem Geländewagen über den Kies des Parkplatzes schlidderte. Ich stapfte auf ihn zu und stellte mich vor. „Schrecklich, schrecklich ... ganz schrecklich, die Sache. Kommen sie mit, Herr Kommissar, wir schauen mal in unserem Seelogbuch nach. Da müssen an sich Tauchgänge eingetragen werden, da wir aus Naturschutzgründen die Zahl der Taucher pro Tag beschränken. Das wird zwar manchmal nicht so konsequent eingehalten, wie es mir lieb wäre, aber es ist zumindest einigermaßen verbindlich.“ Jupp hatte während meiner Aktivitäten das Interview mit dem Platzwart der Seglergemeinschaft fortgeführt.

Der Präsident des Tauchvereins ging mit dem Finger eine Liste sowie einen Kalender durch und hieb dann mit der flachen Hand auf das Buch. „Na bitte, da haben wir es. Gestern Abend, ein Ausbildungstauchgang für Tauchscheinprüflinge, ein Tauchlehrer und vier Schüler. Einstieg gegen 20 Uhr, Ende des Tauchgangs gegen 21.30 Uhr. Keine besonderen Vorkommnisse. Ich rufe den Uwe gleich mal an, der soll direkt herkommen.“ Ohne eine Reaktion meinerseits abzuwarten, tippte er schnell eine Nummer in sein Handy. „Ja, Uwe, hier Sven. Moin moin, du ... hier am See ist was passiert. Kannst du jetzt sofort schnell mal herkommen? Ja ... nee, ist klar. Bis gleich!“ Er grinste mich an. „Maximal eine halbe Stunde, der kommt aus Friedrichstadt.“ Ich notierte derweil die Namen und Adressen des Tauchlehrers und seiner Schüler anhand der Verzeichnisse des Vereins.

Jupp trat zu uns und flüsterte: „Wir sollten uns langsam auf den Weg zu den Eltern des Mädchens machen. Ich habe die Adresse.“ Ich erwiderte, dass ich auf den Tauchlehrer warten wolle. Jupp sah mich griesgrämig an: „Dann bleibt der Emo-Job wieder mal an mir hängen!“ Ich hielt ihm meine geballte Faust in Bauchhöhe hin. Er nickte verstehend. „Aber drei Mal, sonst hab ich eh nie 'ne Chance gegen dich.“ Also spielten wir das alte „Stein-Schere-

Papier“ ... und Jupp verlor. „Ach Kacke“, fluchte er und schnappte sich den Wagenschlüssel, den ich ihm mitleidig guckend vor die Nase hielt. „Hol mich hier ab, wenn du fertig bist ... und nimm möglichst eine Kollegin mit. Vielleicht hat im Moment eine Frau Dienst in der Wache in Wersten.“ Er nickte und wanderte zu unserem Wagen, in dem er sofort nach dem Funkgerät griff. Kurze Zeit später fuhr er ab, mit auf dem groben Kies durchdrehenden Reifen.

Ich ging zurück zum Bootssteg, wo inzwischen das Segelboot „Belladonna“ von der Feuerwehr hingeschleppt worden war. Vor der Absperrung mit Flatterband hatte sich inzwischen eine größere Menschenmenge angesammelt, vermutlich alles Vereinsmitglieder, die sich gegenseitig informiert hatten. Als ich mich näherte, wichen die Leute ein wenig scheu vor mir zurück, was ich auf meinen grimmigen Gesichtsausdruck zurückführte. Die Techniker hoben gerade den Körper des toten Mädchens aus dem Boot und legten ihn in einen bereitliegenden grauen Sack mit Reißverschluss, um die Tote den neugierigen Blicken der Schaulustigen zu entziehen. Ich selbst warf noch einen kurzen Blick auf die junge Frau, denn genau das war sie eher als ein Mädchen. Es liegt sicher immer im Auge des Betrachters, aber ich war mir sicher, dass sie zu Lebzeiten eine Schönheit gewesen sein musste – zumindest eine Schönheit für mein Empfinden, denn sie hatte ganz sicher keine Size-Zero-Figur. Eigentlich sollte ich mir diese Frage nach so vielen Jahren im KK 11 nicht mehr stellen. Man kennt das ja, die guten Ratschläge: lass das nicht an dich ran, nimm das nicht mit nach Hause, bleib cool, es ist nur der Job. Scheiß drauf, Sarah hatte mir beigebracht, dass Gesehenes oder Gehörtes nicht mehr aktiv aus dem Verstand zu entfernen ist. Lediglich ein traumatisches Ereignis könne Erlebnisse ins Unterbewusstsein verdrängen, auch auf die Gefahr hin, dass sie unterschwellig wieder hochkämen. Tja, so war das dann wohl auch bei

mir, nur dass meine Komaalpträume eher wie eine Videothek waren und die Erinnerungen daran auch nach Jahren nicht verblassten.

Langsam kehrte ich aus diesem Blick nach innen in die Realität zurück und bemerkte, dass mich ein Kollege von der Spurensicherung verwirrt anstarrte. „Geht es ihnen nicht gut, Herr Kommissar? Ich hab sie jetzt schon drei Mal angesprochen!“ Ich blickte ihn konsterniert an. „Na, die Tote, können wir sie in die Uni bringen?“ Er meinte natürlich die Gerichtsmedizin, aber das brachte so die Umgangssprache mit sich. Ich nickte, als mir auf die Schulter getippt wurde. Der angekündigte Tauchlehrer war eingetroffen und stand für eine Befragung bereit.

„Uwe Steinigans“, so stellte er sich vor und reichte mir die Hand. „Ja, Herr ... Steinigans (was für ein seltsamer Name für einen Taucher, klingt wie bleierne Ente), sie waren also gestern hier mit Tauchschülern? Ist ihnen dabei etwas aufgefallen? Fremde Personen, unbekannte Fahrzeuge, ungewöhnliche Vorkommnisse!“ Der Angesprochene kratzte sich nachdenklich am Hinterkopf. „Nicht wirklich, wenn ich so überlege. Wir waren wohl die Letzten auf der Anlage hier, eigentlich logisch bei einem Nachttauchgang. Wissen sie, das bedarf intensiver Vorbereitung. Sie müssen redundante Lichtsysteme, autonome doppelte Luftversorgung ...“ Ich unterbrach ihn, denn ich wollte keinen Theoriekurs in Tauchtechnik. „Ich gebe ihnen mal meine Karte. Falls ihnen etwas in Erinnerung kommt, rufen sie mich bitte unverzüglich an. Verstanden?“, insistierte ich nachdrücklich. Sichtlich verärgert über meine Unterbrechung steckte er die Visitenkarte in die Gesäßtasche seiner Jeans und wandte sich zum Gehen um. Dann machte er auf dem Absatz kehrt. „HALT, etwas fällt mir doch ein. Ein Segelboot, dieses auffällige mit der dunkelgrünen Bemalung, das fuhr auf dem See rum. Wir dachten: noch ein Nachtschwärmer, vielleicht ein verliebtes Pärchen.“ Ich hakte nach. „Um welche Uhrzeit war das? Konnten

sie jemand erkennen?“ „Wir haben uns gegen 21 Uhr getroffen, also kann es nicht später als 21. 30 Uhr gewesen sein, da waren wir bereits angerödelt!“ „Wie bitte?“ „Wir hatten um halb zehn unsere Geräte angelegt und standen am Seeufer. Aber erkennen, nee, dafür war das Boot viel zu weit weg. Aber mir schien es, als ob es genau auf die Insel zufuhr. Schwachsinn, anlegen ist dort doch verboten und macht nur Stress.“

Ich bat den Tauchlehrer morgen Mittag ins Präsidium zu kommen, damit wir seine Aussage aufnehmen konnten. Das Gleiche tat ich mit dem Platzwart Rother und dem Präsidenten Seubert. Ein paar Wagen knirschten auf dem Kies, die Gruppe der Kriminaltechniker und die Gerichtsmediziner fuhren los. Mein Freund, der Gerichtsmediziner Ruprecht Vollmer, war der diensthabende Arzt und völlig überlastet. Daher konnte ich nicht auf Vitamin B hoffen und eine bevorzugte Untersuchung meines Falles erwarten. Wie hatte der Mann doch so schön aufgezählt? „Alles immer der Reihe nach, nach Posteingangsdatum. Wir haben drei unklare Leichenfunde aus Wohnungen, eine Wasserleiche aus dem Kaiserteich - besonders lecker, sollten sie mal unbedingt zusehen, Tierfraß usw. – eine Kindstötung, vier Tote aus einer Massenkarambolage nach Geisterfahrt - wir sollen mal wieder feststellen, ob Drogen oder Suizid im Spiel waren – du siehst also, es wird nie langweilig bei uns. Also fasse dich in Geduld, bis Mitte nächster Woche hast du den Bericht!“ Ich wollte aus der Haut fahren, aber was würde das nutzen? Bei der Gerichtsmedizin war es doch nicht anders als bei Kripo oder Schutzpolizei, überall Personalengpässe oder Schlimmeres. Wir verwalten den Mangel, hatte ein früherer Polizeipräsident mal unsere Personalsituation bezeichnet.

Ich machte mich also auf den Weg zum rechtsmedizinischen Institut auf dem Gelände der Uni-Klinik und bog kurz vorher noch in Holthausen ab, um bei der Bäckerei Ingensandt noch ein paar Teilchen zu organisieren, quasi

das Bestechungsmaterial für die Mediziner. Schließlich kannte ich Vollmer lange genug. So schnell gibt ein Oberle nicht auf, ich empfand mich als den molligsten Terrier der Polizei Düsseldorfs.

Jupp hatte meinen Vorschlag aufgegriffen und war zur Wache nach Wersten gefahren. Dort waren wirklich drei Beamtinnen im Dienst, von denen sich eine, Svenja Schmieding, schnell bereit erklärte, Jupp zu begleiten. Auf der Fahrt nach Urdenbach erklärte er ihr die Sachlage und die aus den Personenregistern ermittelten Daten der Familie. „Ich kann nicht einschätzen, wie die Eltern reagieren. Wenn es zu einer Krise bei der Mutter kommt, ist es immer ratsam, wenn eine Frau mit dabei ist. Insofern ist ihre Unterstützung echt wichtig.“ Die junge Beamtin straffte sich stolz und machte ein ernstes, dienstbeflissenes Gesicht. Jupp scherzte: „Nicht so, nicht den Bullen raushängen lassen. Bleiben sie einfach normal, so gut es geht. Ich weiß, leichter gesagt als getan.“

Sie kamen vor dem kleinen Natursteinhaus auf der Gänsestraße an und hatten das unverschämte Glück, auf dieser Minigasse einen freien Parkplatz zu finden. Sie verließen den Wagen und sahen sich um. Keine neugierigen Nachbarn auf der Straße. Also klingelten sie und nach kurzer Zeit wurde die Tür von einer Frau geöffnet, die Jupp auf ungefähr Anfang 50 schätzte. Sie war dezent gekleidet, nicht gerade modisch, aber sehr sportlich frisiert. Beim Blick auf die uniformierte Kollegin wurde ihr Gesichtsausdruck sorgenvoll, ja geradezu ängstlich. Bevor Schmitz sich vorstellen konnte, stieß sie aus: „Ist was mit Annalisa? Hat sie einen Unfall gehabt? Wo ist

sie? Ist sie bei ihnen im Auto? Ist sie im Krankenhaus?“ Der Kripobeamte schaute seine Kollegin von der Seite an, mit einem Blick, der besagte: siehst du? DESHALB wollte ich dich dabei haben. Dann stellte er sich und die Polizistin vor und bat darum eingelassen zu werden. Frau Eckström führte die Beamten ins Wohnzimmer, wo ein deutlich älterer, aber sehr agiler, drahtiger Mann gerade aus dem Garten kommend den Raum betrat. Ihn hielt Jupp für mindestens Mitte 60. „Was kann ich für sie tun?“, war seine überraschte Frage. „Es ist was mit Annalisa, das kann gar nicht anders sein. Da ist was passiert, ich spür sowas doch als ...“ Sie brach ab und begann in ein Taschentuch zu schluchzen. Svenja Schmieding legte einen Arm um die Schultern der Frau und nötigte sie auf die Couch. „Herr Eckström, können sie mir sagen, wo ich die Eltern von Annalisa finde?“ Der Mann blickte zunächst verwirrt, dann belustigt auf die Polizisten. „Tja, meine Herrschaften, DIE haben sie gefunden. Das sind wir! Jaja, ich weiß, man hält uns eher für die Großeltern, aber wir haben spät geheiratet und Annalisa ist unsere größte Freude, mit der wir in unserem Alter beim besten Willen nicht mehr gerechnet haben. Wir sind es also gewohnt, diese Art von Verwechslung, und wir nehmen’s humorvoll. Wissen sie, gelegentlich, wenn ich alleine mit Annalisa unterwegs bin, tut sie sogar so, als wäre ich ihr Geliebter. Sie lacht sich dann immer über die Reaktionen der Passanten kaputt. Aber was kann ich für sie tun? Ich hoffe, es ist nichts Ernstes.“

Schmitz räusperte sich. Immer wieder die gleiche Last, so etwas verkünden zu müssen. Immer wieder die verdammte Suche nach Worten, die nicht nach Sprechblasen klangen. Etwas, was Mitgefühl ausdrückte, aber ebenso professionelle Distanz. Ergo die Quadratur des Kreises, die eierlegende Wollmilchsau. „Herr Eckström, wir kommen natürlich nicht ohne guten Grund zu ihnen. Ihre Tochter Annalisa“, er schluckte, „Annalisa wurde heute Morgen auf ihrem Boot am Elbsee gefunden. Leider konnten wir nichts mehr für sie tun. Sie ist einem Gewaltverbrechen zum Opfer gefallen. Es tut mir so

unglaublich leid.“ Der Vater sah den Polizisten mit weit aufgerissenen Augen an, während die eben noch hysterisch zu werdend drohende Mutter erstarrte. „Was – was heißt das? Nichts für sie tun. Hat sie einen Unfall gehabt? Was hat sie überhaupt auf dem Boot gemacht?“ An seine Frau gewandt, stieß er hervor: „Hast du mir nicht gesagt, dass sie bei einer Freundin für die Schule übt und dort übernachtet?“ Frau Eckström erhob sich von der Couch, mechanisch wie ein Roboter. „Ich glaube, ich mache mal Kaffee. Oder hätten sie lieber Tee?“ Dann stakste sie in Richtung der Küche, von den ungläubigen Blicken der jungen Polizistin verfolgt. Hilfesuchend sah sie sich nach Schmitz um, der ihr mit einem Kopfnicken andeutete, der Frau zu folgen. Dann wandte er sich wieder dem Vater des toten Mädchens zu. „Wollen wir uns nicht setzen, Herr Eckström?“ Wortlos nahmen beide einander gegenüber auf Couch und Sessel Platz und der Kommissar legte abwartend die Hände in den Schoß. Er wollte den zutiefst Getroffenen jetzt nicht bedrängen, war sich aber darüber im Klaren, dass er hier nicht stundenlang stumm herumsitzen konnte. Nahezu im gleichen Augenblick wie der Kindesvater wollte er beginnen zu reden. „Wie war doch gleich ihr Name? Schmitz? Herr Schmitz, bitte entschuldigen sie meine Frau. Ich sagte ja eben, sie war für uns ein nicht mehr erwartetes Glück. Sie ist unser einziges Kind, sie ...“ Er stockte, schien nach Worten zu suchen. „Sie ist ein unproblematisches Kind, gut in der Schule, sie hatte sogar ein Jahr übersprungen. Sie verstehen, Förderkurse für Hochbegabte usw. Sie hat auch eine wunderbare Gesangsstimme. Und – ich.“ Wieder blieb Eckström stecken, starrte gedankenverloren aus dem Terrassenfenster und streichelte sanft mit der Hand über die Lehne des Sessels, als läge dort ein Schoßhund. So vergingen einige Minuten und er schreckte hoch, als seine Frau klappernd mit einem Tablett ins Wohnzimmer kam, im Schlepptau die Polizistin. Diese gestikuliert hinter dem Rücken von Frau Eckström, dass sie Schmitz unbedingt sofort in der Diele vertraulich sprechen wolle. Schmitz entschuldigte sich, stand auf und ging zu seiner Kollegin. Diese

begann zu flüstern: „Herr Schmitz, ich hab ja keine psychologische Ausbildung, aber dafür reicht gesunder Menschenverstand aus. Die Frau steht kurz vor einem Zusammenbruch. Wir sollten sicherheitshalber einen Arzt rufen.“ Als wäre sie mit einer prophetischen Gabe gesegnet, erklang aus dem Wohnzimmer plötzlich ein lautes Klirren von zerschellendem Porzellan. Sie eilten gemeinsam in den Raum und fanden Eckström auf dem Boden kniend über seine Frau gebeugt. Diese lag inmitten eines Wustes von Scherben und blutete stark aus einer Platzwunde an der Stirn. Schmieding eilte in die Küche und kehrte mit einem feuchten Handtuch zurück, während Schmitz der Bewusstlosen einen Stapel Servietten, die er vom Boden aufgehoben hatte, auf die Wunde presste. „Haben sie Verbandszeug im Haus?“, fragte er Eckström. Dieser nickte und lief in die erste Etage ins Bad. Nach ein paar Minuten kehrte er mit einer Mullbinde, Pflaster, Desinfektionsspray und einer Schere zurück. Notdürftig verband die Polizistin die Frau, während Schmitz jetzt einen Notarzt rief.

Nach einer kurzen Wartezeit, es waren ja nur wenige Kilometer von der Feuerwache in Garath oder vom Krankenhaus in Benrath, hörte man die Sirene. Schmitz öffnete die Tür und führte Arzt und Sanitäter ins Wohnzimmer, wo Eckström seiner mittlerweile wieder erwachten Frau die Hand streichelte. Es erfolgte eine kurze Untersuchung und der Mediziner empfahl, nachdem er die Rahmenumstände des Unfalls erfahren hatte, einen Transport ins Krankenhaus zur Beobachtung. Frau Eckström willigte ein, bat jedoch direkt ihren Mann, zu Hause zu bleiben und den Polizisten zu helfen. Schmitz holte aus seiner Jackentasche die obligatorischen Latexhandschuhe und übergab auch seiner Kollegin ein Paar. Dann machten sie sich an eine erste Untersuchung des Zimmers von Annalisa.

Das Zimmer war jugendlich-modern eingerichtet, in den Farben weiß, grau und rot. Schmieding dachte an ihr eigenes Zimmer zu der Zeit, als sie 17

Jahre alt gewesen war. DAS hier hätte ihr auch gefallen, aber sie hatte die älteren Möbel ihres Bruders abwohnen müssen. Sie teilte sich mit Schmitz die Durchsuchung der Schränke, wobei dieser ihr Tipps gab, worauf sie besonders achten sollte. „Gehen sie einfach unvoreingenommen dran und suchen sie dort, wo sie selbst etwas verstecken würden! Ich werde sowieso die Kriminaltechniker anrücken lassen, sobald wir hier fertig sind.“ Schmitz selbst hatte sich sofort über das Notebook hergemacht, welches auf dem weißen Schreibtisch unterhalb des Dachfensters lag. Er hatte kein Glück, es war passwortgeschützt. „Ich frag mal den Vater, ob er eine Ahnung hat“, informierte Jupp die Kollegin und ging hinab ins Wohnzimmer. Eckström hatte wieder im Sessel Platz genommen, starrte in den Garten und drehte zwischen den Fingern einen halbvollen Cognacschwenker. „Wollen sie auch einen?“ „Nein, danke, aber sie können mir vielleicht bei dem PC ihrer Tochter helfen. Kennen sie das Passwort?“ Er schüttelte den Kopf. „Leider nein, das war Annalissas privates Gerät. Wir hatten keinen Zugriff darauf und hatten auch nie Anlass gesehen, diese Absprache mit ihr zu umgehen. Das Passwort hat sie wohl nur zur Sicherheit draufgemacht, falls der Rechner mal wegkommen würde.“

Svenja Schmieding war inzwischen fündig geworden. Als Schmitz das Zimmer wieder betrat, hielt sie triumphierend ein schwarzes ledergebundenes Buch in der Hand. „My diary“ war in den Deckel mit silbernen Buchstaben geprägt. Den fragenden Blick des Kriminalers quittierte sie mit einem Grinsen: „Wie sie sagten. Ich hab da gesucht, wo ich selbst damals meins versteckt hatte. Mit Klebeband unter die Schublade des Bettkastens geklebt.“ Schmitz nickte anerkennend und steckte das Buch in eine große Asservatentüte, die er umständlich aus der Seitentasche seiner Jacke fischte. „Na, vielleicht fällt ihnen dann ja auch was zum Thema Passwort des Notebooks ein.“ Schmieding setzte sich an den Schreibtisch und begann diverse Worte zu tippen. Dann wandte sie sich um und ließ den

Blick suchend durch das Zimmer wandern. Ihr Blick blieb auf einem unscheinbaren, abgeliebten Teddybär hängen, der neben dem Kopfkissen auf dem Bett lag. Sie ging damit zu Eckström und fragte: „Wissen sie vielleicht den Namen dieses Teddys?“ Eckström nahm das Plüschtier in die Hände und mit einer unglaublichen Zärtlichkeit, als wäre er ein Lebewesen, strich er dem Spielzeug über den Bauch. „Den hab ich meiner Tochter aus Norwegen mitgebracht, von einer Dienstreise. Das ist Picobello. So nannte sie ihn damals, weil er so schick war, mit einem blauen Matrosenanzug. Eigentlich ist sie ja schon viel zu alt dafür, aber sie konnte sich nie von dem Teddy trennen.“ Eckström blickte auf und die Polizistin sah, wie seine Augen feucht schimmerten. Sie bedankte sich und wandte sich ab, denn er sollte nicht sehen, wie sehr sie diese Situation berührte und mitnahm.

Schniefend setzte sie sich wieder vor den PC, gab Picobello ein und hoffte auf einen schnellen Erfolg. Fehlanzeige! Dann versuchte sie es mit dem Namen und einer Zahlenkombination, zuerst nur der Geburtstag, dann das Jahr und als sie das Geburtsdatum sechstellig eingab, erklang die erlösende Quittungsmelodie des Betriebssystems. Sie notierte den Code auf ein Post-it und heftete dieses auf den Bildschirm. „Geschafft!“ Schmitz nickte anerkennend. „Danke für ihre Hilfe. Was halten sie von einem Kaffee?“ Schmieding nickte. „Kommen sie mit auf die Wache. Wir haben dort ganz trinkbare Pads für unsere Maschine.“ Schmitz und sie gingen ins Wohnzimmer, wo sie Eckström über einem aufgeschlagenen Fotoalbum brüten sahen. Er blickte hoch, entnahm dem Album ein Foto und reichte es den Polizisten. „Sagen sie mir, wer tut sowas? Wer bringt so ein liebes Mädchen um?“ Das Foto zeigte Annalisa in einem Sommerkleid, am Benrather Schlossufer. Sie stand auf der Brücke des Anlegers für die Fahrgastschiffe und lächelte glücklich in die Kamera. Es war ein richtiges „Teenie-Foto“, voller jugendlicher Unbekümmertheit und voller Erwartung, was das Leben ihr noch bringen würde – und sei es an diesem Tag nur ein

großes Eis in ihrer Lieblingseisdiele, drüben in Zons. „Sagen sie mir, wer bringt so ein Mädchen um? Warum? Sie hat doch niemand was getan. Sie wollte es doch nur allen recht machen, sie wollte doch nur geliebt werden.“ Schmitz und Schmieding informierten den Mann über das weitere Vorgehen und fragten, ob er Unterstützung habe oder ob sie einen Seelsorger benachrichtigen sollten. Eckström lehnte dankend ab, da er gleich zu seiner Frau ins Benrather Krankenhaus fahren wollte.

Das Restaurant Fuchsjagd hatte bereits ab 11 Uhr geöffnet. Alex und ich betraten es vom Eingang des Gericusplatzes aus, da wir dort einen Parkplatz gefunden hatten. Das Lokal war verwinkelt, sodass wir nicht direkt unsere Gesprächspartnerin entdecken konnten. Dann, unmittelbar am Fenster an einem Vierertisch, saß eine einzelne Frau. Dies musste Frau Fahrnen sein. Wir gingen auf sie zu und sie erhob sich. „Guten Morgen, Herr Oberle. Danke, dass sie sich die Zeit nehmen und sich hier mit mir treffen. Wissen sie, ich bin die jüngste Lehrkraft am Triple-G (schon wieder diese Bezeichnung) und daher noch immer unter verstärkter Beobachtung, besonders durch die Rektorin. Frau Garcia ist der Ansicht, dass ich nicht genügend emotionale Distanz von den Schülern halte. Ich hingegen glaube, dass die etablierten Kräfte einfach den Blick verloren haben für die alltäglichen Kleinigkeiten, die die Kids beschäftigen. Aber bitte, setzten wir uns doch.“ Wir nahmen Platz, bestellten Kaffee und warteten mit dem Gespräch, bis die Getränke vor uns standen.

Ich begann das Gespräch: „Was wollen sie uns denn mitteilen, was sie uns nicht auch in der Schule hätten sagen können?“ Die junge Frau erwiderte: „Allein die Tatsache, dass ich beim Gespräch mit ihnen gesehen würde, hätte eine fast inquisitorische Befragung zur Folge. Frau Garcia ist enorm ehrgeizig und versucht aus dem Triple-G eine Art Elite-Gymnasium zu machen. Renommee, Fördermittel und Karriere scheinen die Triebfeder zu sein. Ich kann das ja nachvollziehen, aber sie hat aus der Schule fast einen Überwachungsstaat gemacht. Die älteren Kollegen haben sich damit arrangiert und reißen ihren Stiefel ab, aber ich kann das einfach nicht. Dafür bin ich nicht Lehrerin geworden. Der Leistungsdruck ist nicht nur für die

Lehrer enorm. Auch die Schüler sollen zu Spitzenleistungen angetrieben werden. Wer schwach ist, bleibt auf der Strecke. Förderunterricht? Fehlanzeige! Inklusion? Nicht bei uns.“ Sie seufzte und ich hakte ein: „Und was hat das mit Annalissas Tod zu tun?“ „Ich habe mehr als einmal das Gespräch mit Frau Garcia und dem Stufenleiter gesucht. Man musste doch nur einfach genau hinsehen, dann war unübersehbar, wie sehr das Mädchen litt. Ständig die Anfeindungen, kleinen Sticheleien in der Klasse. Sie war eine wirkliche Spitzenschülerin, intelligent, freundlich, hilfsbereit, aber leider auch zu harmoniesüchtig. Wie oft habe ich ihr im Vertrauen gesagt, dass sie sich wehren müsse. Nicht nur dulden, sondern auch mal aufstehen und mit der Faust auf den Tisch schlagen. Aber sie sagte, das sei nicht IHR Weg. Sie könne so etwas nicht.“

Sie wandte den Blick aus dem Fenster und beobachtete die Passanten. Irgendwie schien sie in einer Erinnerung festzustecken. Seltsam, auf mich wirkte diese Lehrkraft unglaubwürdig. Dann ging mir auf, was mich störte. Sie projizierte ihr eigenes Versagen oder Schweigen auf Annalisa und machte ihr zum Vorwurf, was eigentlich gegen sie selbst zu richten gewesen wäre. Auch sie hatte offenbar nicht den Mut gehabt, nachhaltig gegen das aufzubegehren, was sie störte. Insofern war sie vielleicht für die Ermordete die schlechteste Ratgeberin, aber nun konnte sie zumindest für uns eine gute Informantin sein. Wenn sie schon dem Mädchen nicht hatte helfen können und sich dadurch aus ihrer Sicht mit schuldig an ihrem Tode gemacht hatte, so konnte sie jetzt wenigstens bei der Suche nach ihrem Mörder helfen.

Frau Fahrnen kehrte aus ihrer Erinnerung zurück und wandte sich jetzt direkt an Alex. „Sie sind doch auch noch nicht lange aus der Schule raus. Wie wirkt denn unser Gymnasium auf sie?“ Meine Praktikantin überlegte. „Wie es auf mich wirkt, ist nicht das Entscheidende. Ich beobachte nur Verhaltensmuster der Schüler, was sie sagen, wie sie sich geben. Diese Fakten trage ich dann zusammen und lege sie vor. Die Bewertung überlasse ich meinem Chef“, meinte sie diplomatisch.

Frau Fahrnen fuhr fort: „Wir haben bei uns keinen irgendwie gearteten Notfallplan oder eine Leitlinie, wie wir mit Mobbingfällen umgehen sollen. Was machen wir, wenn wir selbst einen solchen Mobbingfall bemerken oder der betroffene Schüler wendet sich an den Vertrauenslehrer oder die Vertrauensschüler? Jeder wurschtelt für sich herum und ignoriert mal mehr, aber meistens eher weniger. Ja, wir haben eine tolle Durchsage, wenn es zu einem Amoklauf kommen sollte. Das üben wir auch einmal im Jahr, genau wie die Evakuierung bei einem Brand. Aber Prävention, das wache Auge, DAS wird nicht trainiert oder gefördert. Ich will nicht in einer Schule arbeiten, in der es mal zu einem Amokfall kommt. Egal, wo ich mich danach bewerbe, es steht in meinem Lebenslauf und glauben sie mir, das Gedächtnis der Fachleute ist gut, auch wenn sich der Normalbürger vielleicht nicht mehr an Winnenden oder Erfurt erinnert.“

Mir kamen die Bilder der damaligen Polizeieinsätze in Erinnerung. Die teilweise Hilflosigkeit der Kollegen vor Ort, die unkalkulierbare Situation, die lange Zeitspanne, bis die Polizei eingeschaltet wurde und dadurch für so viele junge Menschen zu spät kam. Wir hatten in einer internen Schulung

beide Fälle nachvollzogen und einen Masterplan für NRW entwickelt. Ich war selbst zusammen mit anderen Spezialisten an der Entscheiderkommission beteiligt gewesen. Auch wenn ich in der Argumentation der Lehrerin vorrangig die Sorge um die eigene Karriere sah (was sie auf die gleiche Stufe mit der von ihr angefeindete Rektorin stellte), hatte sie doch Recht mit dem Argument, dass Vorbeugung ganz sicher sinnvoller wäre als der erfolgreichste Polizeieinsatz.

„Herr Oberle, ich will ihnen mal ein Beispiel nennen: da muss erst ein Küken wie ich an diese Schule kommen und auf DyRiAS hinweisen. „Sie beantwortete meinen fragenden Blick direkt. „DyRiAS ist ein Programm zur Verifikation und Einordnung von potentiellen Amokläufern. Man kann damit Trittbrettfahrer und Wichtigtuer von den echten möglichen Irren unterscheiden. Man kauft eine Lizenz und macht ein Seminar, wie damit umzugehen ist und eine psychologische Schulung kommt noch dazu. Also machbar und mit einem hohen Effizienzgrad. Allerdings müssten dafür Krisenteams an Schulen gebildet werden und es muss ein Masterplan erstellt werden. Wissen sie, was ich zur Antwort bekam, als ich das den Kollegen und der Schulleitung vorschlug? Ach, die schon wieder mit ihren neomodischen Vorstellungen! Was soll das denn bringen? Zu viel zu tun! Und dann das Killerargument schlechthin: die Kosten, die Kosten! Soll ich ihnen sagen, was das kostet? 300 beschissene Euro pro Jahr und Person! So viel ist unserem Schulsystem der Schutz der Schüler nicht wert!“

Sie hatte sich regelrecht in Rage geredet und nur nach den von ihr genannten Fakten konnte ich das verstehen. Aber ich wollte auf meinen Mordfall im Einzelnen eingehen. „Glauben sie, einer der Mitschüler wäre zu der Tat fähig gewesen?“ Sie sah zur Decke und flüsterte: „Jeder wäre zu so

einer Tat fähig, wenn der richtige Auslöser da ist und eine Schmerzschwelle überschritten wurde. Aber um konkret zu antworten: ja! Ich halte Ken Wolters für durchaus fähig zu dieser Tat. Aus meiner Sicht handelt es sich bei ihm um einen intelligenten, hochmanipulativen Soziopathen!“ Diese Einschätzung deckte sich ja sehr genau mit den Eindrücken, die ich bei der Befragung von ihm gewonnen hatte.

Frau Fahrnen erhob sich und wollte sich verabschieden. „Herr Kommissar, ich muss jetzt leider los. Wenn sie keine Fragen mehr haben? Wenn noch was sein sollte, rufen sie mich doch bitte an und sprechen sie nicht in der Schule mit mir. Das würde mir wirklich schwere Probleme bereiten.“ Sie winkte nach dem Kellner, bezahlte und machte den ersten Schritt in Richtung Ausgang. Dann zögerte sie noch einen Augenblick. „Wissen sie, Herr Oberle? Annalisa war ein so herzlicher Mensch. Ich finde, man musste sie einfach gern haben. Ich werde es nie begreifen. Sie war so gutherzig, sie hatte so ein reines Herz!“

Das hatte ich doch schon einmal gehört? Ja, ich erinnerte mich. Genau diese Formulierung hatte auch Melanie, die Freundin der Toten, gewählt. Was war es dann nur, das einen Menschen dazu gebracht hatte, dieses Mädchen vom Typ „Papas Liebling“ so brutal zu töten?

Aus den Erinnerungen von Melanie an Annalisa:

Der Tag des Pre-Casting war da und Annalisa hatte sich mit Hilfe von Melanie gestylt. Nicht zu auffällig, aber auch nicht wie ein Mauerblümchen. Ihre Freundin war geradezu perfekt in Sachen Makeup und Mode, war dies doch auch ihr Berufswunsch: Maskenbildnerin oder Kostümschneiderin beim Film. Annalisa hatte einige Extra-Schichten beim Edeka in Reisholz geschoben, sodass sie sich einige zu ihrem Typ passende Kleidungsstücke leisten konnte: die einzige Jeans von Desigual, die es in ihrer Größe gab - sicher ein Ausrutscher, der die Designerin ihren Job gekostet haben dürfte, und eine Jacke sowie ein Shirt von Alprausch. Melanie betrachtete ihre Freundin zufrieden und begleitete sie zur Straßenbahn. Für ihre Eltern war heute gemeinsames Üben für die nächste Mathe-Klausur angesagt. Mit zittrigen Fingern stand Annalisa an der Haltestelle und wartete auf den Bus, der sie auf die erste Etappe nach Neuss bringen würde. Sie schaute zur Sicherheit nochmals auf den Fahrplan, als ihr jemand auf die Schulter tippte. Nein, bitte nicht, jetzt bloß keiner von den Arschlöchern aus ihrer Schule! Langsam drehte sie sich um und blickte – in das grinsende Gesicht ihrer Freundin Melanie. „Du glaubst doch selbst nicht, dass ich dich heute alleine da hingehen lasse. Vor allem nicht, wenn du möglicherweise auf Larissa triffst.“

Gut gelaunt tratschten die beiden jungen Frauen während der Fahrt und nach einer guten Stunde waren sie vor der Stadthalle Neuss angekommen. In einer Stunde würde das Pre-Casting beginnen. Vor dem Eingang war schon eine große Gruppe überwiegend junger Mädchen in Stellung gegangen, um möglichst als Erste ins Foyer vordringen zu können. Melanie ging bewusst einige Schritte vor ihrer Freundin um abzuchecken, ob evtl. Larissa schon da wäre. Glück gehabt, nicht zu entdecken. Also reihten sich die Mädchen in die Reihe ein und vertrieben sich die Zeit mit Gesprächen

mit anderen Bewerberinnen und Bewerbern. Punkt elf Uhr wurden die Glastüren von einem Kordon breitschultriger Securityleute geöffnet und mit lautem Gekreische strömte der Pulk in den Vorraum. An den Anmeldeischen gab es ein wildes Gedränge und Geschubse, um möglichst schnell an die Anmeldebögen zu kommen. Annalisa hatte sich mehrere Kugelschreiber eingesteckt, was für einige Jungs und Mädchen offensichtlich schon zu viel der Vorbereitung gewesen war. Hilfsbereit wie immer gab sie einige der Werbekulis der Firma ihres Vaters ab. Dann füllte sie konzentriert den Fragebogen aus und heftete sich den Aufkleber mit ihrer Nummer, 217, an die Jacke. Dann begann das erneute große Warten. Immer wieder ließen die beiden ihre Blicke schweifen, um eine Begegnung mit Larissa zu vermeiden.

Es war gegen 14 Uhr, als Annaliss Nummer aufgerufen wurde. Gemeinsam mit elf weiteren Jugendlichen betraten sie die große Halle und eine Mitarbeiterin der Casting Agentur gab ein paar allgemeine Tipps: „Bleibt locker und konzentriert, ich weiß, das klingt unlogisch. Aber das ist erst mal die Grundvoraussetzung. Ich hoffe, ihr habt euch ein-zwei Sätze über euch überlegt, denn jeder von euch hat nur 45 Sekunden Zeit, den Juror zu überzeugen. Gebt euer Bestes und viel Glück!“ Damit trat jeder vor einen Tisch, hinter dem eine Einzelperson saß. Die Tische standen weit auseinander und waren mit Schamwänden abgetrennt, die ein wenig das Geräusch der Nachbarplätze dämpften und für einen minimalen Rest von Intimität sorgten. Annalisa stand vor einer gelangweilt dreinblickenden Brünetten von vielleicht 30 Jahren. „Soso, Summertime also – mehr so der ambitionierte Jazzgesang. Dann leg mal los.“ Annalisa hatte sich vor der Tür ein wenig eingesungen und war gut vorbereitet. „Ich bin Annalisa und Solistin in einem Chor. Ich mache hier mit, weil ich meine Fähigkeiten von neutralen Profis bewerten lassen möchte.“ Die Brünette horchte auf. Nicht Superstar werden, kein ICH BIN JA SO KREATIV, sondern nur ein bewusstes

bescheidenes Statement. Interessiert lehnte sie sich zurück in ihrem Stuhl und forderte das Mädchen mit einem Fingerzeig auf zu beginnen. Nach 30 Sekunden war alles vorbei. „Alles klar, das war richtig gut. Hier, nimm diesen rosa Zettel mit deiner Laufnummer und gib ihn einem der Mädchen an den Anmeldetischen draußen. Die helfen dir dann weiter. Glückwunsch, du bist im Casting!“ Mit zitternden Fingern und stumm griff Annalisa nach diesem Zettel, der so viel für ihr weiteres Leben bedeuten konnte. Ein leise gehauchtes Danke und schon war sie weg.

Vor der Tür hockte sie sich hin und atmete mehrere Male schwer durch. Melanie eilte zu ihr und fragte: „Was ist los? Ist dir schlecht? Nun sag endlich was!“ Ihr Gegenüber blickte auf und am Gesichtsausdruck konnte die Freundin erkennen, dass sie es geschafft hatte. Mit einem Aufschrei zog Mel ihre Freundin hoch, küsste sie herzhaft, was diese sich gefallen ließ, und zerrte sie dann an einen Anmeldetisch. Dort wurden ihr Unterlagen ausgehändigt, die sie zum ersten Casting in die Rheinterrassen mitbringen sollte. Diese Veranstaltung würde in genau vier Wochen stattfinden.

Auf der Heimfahrt waren die beiden völlig aufgedreht. Nachdem die Anspannung von ihr abgefallen war, konnte Annalisa auch ihren Gefühlen freien Lauf lassen. Schnatternd wie ein Schwarm Gänse alberten sie in der Bahn herum, mit der sie in die Düsseldorfer Altstadt fuhren. Von dort rief die junge Nachwuchskünstlerin ihre Mutter an und teilte ihr mit, dass sie mit ihrer Freundin zur Belohnung für die harten Übungsstunden jetzt in die Altstadt für eine Pizza und einen Shopping-Bummel fahren würde. Dann verbrachten sie mehrere unbeschwerte Stunden in der Altstadt und am Rhein. Ein Glas Wein bei Gosch's und ein Krabbenbrötchen dazu, ein wenig über die Passanten tuscheln, ein paar Teile im Street One Store anprobieren. Und zum krönenden Abschluss noch einen Abstecher in das Nobelkaufhaus „Breuninger“, um dort über Touris und Mächtegern-Reiche abzulästern.

Am Montag konnte Annalisa in der Pause wieder ein Gespräch von Larissa und ihrer Entourage belauschen. „Ich hab nur ganz kurz was ansingen müssen und schon war ich weiter. Tja, da sitzen eben Fachleute, die erkennen Qualität auf den ersten Blick. Ich bin natürlich bei Dieter Halcon gewesen, ihr wisst schon, der berühmte Düsseldorfer Produzent. Ich hab sogar seine private Handynummer und er hat mich zum Essen eingeladen. Mal sehen, ob ich ihn noch ein wenig zappeln lasse.“ Annalisa musste sich auf die Knöchel beißen, um nicht laut aufzulachen, wusste sie doch, dass auch gar nichts von dieser Story stimmen konnte. Sie zweifelte sogar daran, dass Larissa überhaupt beim Pre-Casting erschienen war. Ihr würde sicher eine plausible Ausrede einfallen, warum es dann doch nichts mit der Gesangskarriere geworden sei.

Dieses Erfolgserlebnis wirkte so nachhaltig auf die junge Frau, dass sie viel leichter mit den üblichen Sticheleien umgehen konnte. Alles schien irgendwie an ihr abzuperlen. Das merkten auch ihre Widersacher und versuchten den Druck zu erhöhen. Dem stand aber Melanie entgegen, die bei einem Vorfall sogar gegen einen Mitschüler handgreiflich wurde. Folge davon war ein zerstocheener Reifen an Annalisas geliebtem Roller. Wütend und verheult hatte sie das Fahrzeug nach Hause geschoben, wo sie von ihrer Mutter bereits fast panisch erwartet wurde. „Warum kommst du jetzt erst? Warum hast du dich nicht gemeldet? Wer war das mit dem Roller? Ich hab's dir ja immer gesagt, das geht nicht gut mit dem Ding.“ Zum ersten Mal in ihrem Leben schrie Annalisa ihre Mutter an. „Kannst du dir nicht vorstellen, dass ich EIN MAL nicht permanent daran denke, wie es euch beiden geht? Dass ich einfach mal nur für mich sein möchte!“ Das abendliche Gespräch zu dritt brachte auch keine Klärung. Annalisa war verschlossen wie eine Auster und schwieg sich aus.

Frau Bach reagierte sehr indifferent auf die Nachricht. Sie gratulierte ihr zwar, war aber keineswegs euphorisch. Das Übungsangebot in der Schule bestand weiter und ihre beste Schülerin nutzte es auch aus. Drei Tage vor dem entscheidenden Casting schenkte die Tochter den Eltern reinen Wein ein. „Ich habe an einem Pre-Casting für einen Gesangswettbewerb teilgenommen und bin eine Runde weiter. Am Samstag werde ich vor Musikproduzenten auftreten und hoffe, so an einen Plattenvertrag zu kommen.“ Ihr Vater brauchte einige Sekunden, um sich zu sortieren. „Und was ist mit Schule? Dein Abi? Die ganze Arbeit soll jetzt also umsonst gewesen sein. All das Geld und die Zeit, die auch wir investiert haben, alles für die Katz? Nein, mein Fräulein, SO ganz sicher nicht!“ Erstmals nutzten die Eltern das Totschlagargument „Noch bist du nicht volljährig“. Annalisa wusste, dass sie nur mit Ehrlichkeit und sachlicher Argumentation weiterkommen würde. Also packte sie aus, beschrieb ansatzweise ihre Beweggründe für ihre Entscheidung am Casting teilzunehmen. Sie verschwieg natürlich ihre gesamte Mobbing-Geschichte, damit wollte sie ihre Eltern nicht auch noch belasten. Dies zu offenbaren hätte nur zur Folge gehabt, dass insbesondere ihre Mutter noch stärkeren Kontrolldruck ausgeübt hätte und ihr Vater noch ängstlicher geworden wäre als er an sich schon war.

Langsam beruhigten sich ihre Eltern. Pa, wie sie ihren Vater liebevoll nannte, ließ sogar einen neuen Reifen springen. Annalisa nutzte die Gunst der Stunde und stellte ihrem Vater eine Frage, die sie seit mehr als einem Jahr beschäftigte. Auslöser war eine Schlägerei zwischen zwei Jugendlichen auf dem Schulhof gewesen, die ihr Vater aufgrund seiner bloßen physischen Präsenz spielend hätte beenden können. Stattdessen war er zurückgewichen und hatte sich wie ein Verbrecher weggestohlen, seine Tochter an der Hand mit sich zerrend wie ein Kleinkind. „Sag mal, Pa, was ich dich immer fragen wollte: weshalb bist du bei Konflikten immer so

ängstlich? Das hast du doch gar nicht nötig, so ein starker großer Kerl wie du. Du weißt bestimmt, welchen Vorfall ich meine. Die Schlägerei damals, in der Schule. Ich hab mich damals sowas von geschämt für dich, echt wahr. Das war voll peinlich.“

Ihre Mutter blickte den Ehemann an und beide schienen eine Art wortlose Zwiesprache zu halten. „Sag's ihr, irgendwann kommt es ja doch raus“, flüsterte sie. Jonathan Eckström erhob sich, ging in die Küche und holte sich ein großes Glas Brandy. Er setzte sich auf die Couch, starrte aus dem Terrassenfenster in den Garten und schien in Gedanken eine Art Zeitreise zu beginnen. Instinktiv fühlte Annalisa, dass sie ihren Vater jetzt nicht bedrängen durfte. Es mochten fünf Minuten vergangen sein, da fing er an zu sprechen. „Du wirst dich erinnern, dass ich dir erzählt habe, dass meine Familie aus Norwegen stammt und deine Großeltern schon lange tot sind. Das ist nicht die vollständige Wahrheit. Meine Mama war Norwegerin, mein Papa war ein deutscher Besatzungssoldat im zweiten Weltkrieg. Ich wurde kurz vor Kriegsende geboren und mein Vater konnte gerade noch den norwegischen Partisanen entkommen. Meine Mutter war als Nazi-Hure verschrien und wurde gemieden. Als dann noch rauskam, dass sie schwanger war, hatte sie jeden Beistand verloren. Eltern, Nachbarn, jeder mied sie und dann kam das Schlimmste: man nahm mich ihr weg und steckte mich in ein Heim für Tyskerbarne, Deutschenkinder. Die Ärzte behaupteten damals allen Ernstes, dass wir aufgrund unserer Abstammung genetisch minderwertig und von vornherein als schwachsinnig galten. An einigen von uns wurden geheime medizinische Versuche vorgenommen, viele wurden sexuell missbraucht – auch ich. Manchen Kindern, die älter waren, nahm man die Papiere weg und vernichtete sie. Das alles wurde von der Regierung Norwegens als hochgeheim eingestuft. Die Schweine haben sogar 50 Millionen D-Mark damals in den fünfziger Jahren bekommen. Das Geld sollte an uns als Wiedergutmachung ausgezahlt werden. Das gesamte

Geld ist bis heute verschwunden und ist von der Regierung unterschlagen worden. Du siehst, also nicht nur Deutsche haben Rassengesetze gehabt.“ Er schluckte schwer, nahm einen tiefen Schluck aus dem Brandyglas und fuhr fort. „Mama hat mich dann endlich gefunden, als ich schon acht Jahre alt war. Sie hat mich dann nach Deutschland mitgenommen und nach meinem Vater gesucht. Nach zwei Jahren musste sie feststellen, dass er wohl doch in russische Gefangenschaft geraten war und nicht mehr aus Sibirien zurückgekehrt war. Aufgrund der besonderen Situation konnte sie in Deutschland bleiben und zog mich alleine groß. Während meines Studiums starb sie dann an Krebs. Ich höre heute noch ihre Worte: Joni, so rief sie mich, Joni, geh jedem Streit aus dem Weg. Schlag dich nicht, bleib still, halt dich zurück. Und wenn du so ein Mantra jahrein, jahraus hörst, dann verinnerlichst du das und es wird Teil deines Selbst. Und so ging ich jedem Streit aus dem Weg, immer den geringsten Widerstand suchend. Glaub mir, ich bin nicht stolz darauf, aber jetzt bin ich auch zu alt, um mich noch zu ändern.“

Annalisa starrte ihren Vater mit weit aufgerissenen Augen an. Einiges an seinem Verhalten schien nun klarer, nachvollziehbarer. Er war wie ein Pawlowscher Hund auf diese radikal-pazifistische Grundhaltung konditioniert. Aber mit den Jahren musste man doch erkennen, dass es Alternativen gibt. Sie suchte sich doch gerade auch so eine Alternative, zu ihrer täglichen Qual in der Schule. Der Gesang, möglicherweise sogar der Erfolg beim Casting, all das bot ihr den nötigen seelischen Ausgleich zu den Angriffen und Bösartigkeiten. Ihr Vater fuhr fort: „Ich weiß, es ist nicht deine Musik, aber die Gruppe ABBA kennst du doch bestimmt, oder? Die Dunkelhaarige, Anni-Frid, ist auch eine Tyskebarne. In den 70ern wurde unsere Leidensgeschichte daher erstmals einer breiten Öffentlichkeit bekannt. Aber heute weiß kein Mensch mehr was davon. So, jetzt hast du zumindest eine Erklärung, warum dein Vater so feige ist.“ Annalisa stand

auf und nahm ihren Vater in den Arm, gefolgt von ihrer Mutter. So standen die drei nun vor dem großen Terrassenfenster, Arm in Arm, einander Halt gebend, eine kleine Insel, ein Schutzwall vor Gefahren. Nie zuvor in ihrem Leben hatte es einen Augenblick gegeben, in dem sie ihre Eltern so geliebt hatte, dachte Annalisa.

Nachwort

Ich weiß, dass viele meine Leser dazu neigen, Passagen meiner Bücher auf ihre örtliche Korrektheit hin zu überprüfen.

Diesen sei gesagt, dass sie NATÜRLICH vergeblich nach dem Gustaf-Grundgens-Gymnasium in Itter suchen. Es entstammt meiner Fantasie – aber nicht völlig. In ihm finden sich viele Mosaiksteine meiner eigenen Schulzeit wieder, aber auch tatsächliche Fakten aus Schulen, deren Lehrer und Schüler mir anonym Rede und Antwort standen. So ist das Triple-G ebenso fiktional wie die Schule des fliegenden Klassenzimmers oder der Feuerzangenbowle.

Eines jedoch haben diese Schulen gemein: den kleinen Funken Wahrheit, den sie in sich tragen, genährt aus dem Lachen, den Tränen und den Träumen der Menschen, die diese Lehranstalten mit Leben erfüllten. Bei mir ist es nur ein Krimi und ich habe ihn in dem sicheren Gefühl geschrieben, dass es, vielleicht oder hoffentlich nicht in Düsseldorf, irgendwo mehr als nur einen Doppelgänger dieser Schule gibt.

Ansonsten ist die Story fiktional – da ich gerne meine weiteren Bücher in Freiheit und nicht aus der im Buch beschriebenen JVA entwickeln möchte.

Und mein Wunsch für sie, liebe Leser und Leserinnen? Erhalten sie sich ihr reines Herz! ☺

Herzlichst!

Jörg Marenski